

Besprechungen

Ingela NILSSON, *Writer and Occasion in Twelfth-Century Byzantium. The Authorial Voice of Constantine Manasses*. Cambridge, UK: Cambridge University Press 2021. 221 S., mit 1 s/w Abb. ISBN 978-1-108-84335-5.

Das voluminöse Corpus des byzantinischen literarischen Schaffens hat von Anfang an keinen guten Stand gehabt und hat heute noch keine gute Presse. Als steril, rhetorisch überfrachtet, in Imitation antiker Größe erstarrt, sind byzantinische Werke kaum je als Ausdruck der kulturellen Ideale der Zivilisation, die sie hervorgebracht hat, betrachtet worden und werden noch immer nicht ihres literarischen Werts wegen gelesen, sondern ihres Quellenwerts wegen benutzt. Schon Karl Krumbacher, der am Ende des 19. Jahrhunderts die erste Bestandaufnahme des Materials vorlegte, erkannte die hohe historische Relevanz der literarischen Produktion von Byzanz, in erster Linie als Dokument für die Entwicklung der griechischen Sprache, was er als Grundlage des wissenschaftlichen Existenzrechts der Erforschung ebendieser Produktion als unabhängiger akademischer Disziplin sah, sprach ihr aber jeglichen ästhetischen Wert ab (K. KRUMBACHER, *Geschichte der byzantinischen Litteratur* [sic!] von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches [527–1453] [*HdA* IX 1]. München 1891, V–VII; vgl. dazu P. AGAPITOS, *Karl Krumbacher and the History of Byzantine literature*. *BZ* 108/1 [2015] 1–52). Seit Krumbachers Zeit ist das Material nicht nur durch die Entdeckung und Edition von Texten reicher, sondern vielfach und unter verschiedensten Ordnungsprinzipien in seiner Gesamtheit erfasst und neu präsentiert worden. Jedoch auch in den rezentesten solcher Gesamtdarstellungen wird, wohl platzbedingt, ästhetischen und literarischen Aspekten geringer Raum gewährt (etwa C. CUPANE, *Literatur*, in: *Byzanz. Historisch-kulturwissenschaftliches Handbuch*, hrsg. F. Daim [*Der Neue Pauly, Supplement* 11]. Stuttgart 2016, 930–971, und A. RHOBY, *Der byzantinische Literaturhorizont. Griechische Literatur vom 4. bis zum 15. Jahrhundert und ihr Kontext*, in: *Online-Handbuch zur Geschichte Südosteuropas*, Band: *Sprache und Kultur in Südosteuropa bis 1800*, hrsg. vom Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung, 30.11.2018, online: <http://hgsoe.ios-regensburg.de/themen/herrschaft-und-politik.html> [29.10.2021])

Was dem allumfassenden Überblick verwehrt bleibt, gelangt jedoch punktuellen monographischen Studien, die einzelne Epochen, Textsorten oder Autoren in den Blick nehmen und sich in den letzten Jahren gemehrt haben. Dazu gehört die schlanke, aber zugleich dichte Monographie von Ingela NILSSON (fortan: N.), die einer weitverbreiteten Typo-

logie von Werken in der Vormoderne – der Auftrags- und Gelegenheitsdichtung – und einem der erfolgreichsten und beliebtesten Autoren des byzantinischen „long Twelfth-century“, Konstantinos Manasses, gewidmet ist.

Die Studie ist in sieben Kapiteln gegliedert: Kapitel 1 (S. 1–24, „The Authorial Voice of Occasional Literature“) definiert zunächst den Forschungsgegenstand und legt die methodologischen Kriterien der Analyse dar. Zweckgebundenheit und Referenzialität (= Bezug zu einem spezifischen, wenn auch manchmal nicht mehr rekonstruierbaren Anlass) machen das Wesen eines Gelegenheitswerkes aus, wobei diese Textsorte nicht nur in Auftrag gegebene Werke umfasst, sondern auch – und dies ist in der byzantinischen Welt, zumal jener des extrem kompetitiven 12. Jahrhunderts, häufig der Fall – solche, die zur eigenen „self-promotion“ verfasst wurden. Gerade deswegen – dies entgegen noch immer verbreiteten Werturteilen – war hier die Entwicklung eines eigenen, originellen Markenzeichens („brand“) durch die Ausgestaltung einer unverwechselbaren auktorialen Stimme, sprich eines eigenen Stils, die unabdingbare Voraussetzung für Erfolg. Gefragt waren also sprachliche und stilistische Kreativität, die Fähigkeit Bekanntes in origineller, unerwarteter Weise auszudrücken und es, da prämoderne Dichtung für die Aufführung bestimmt war, performativ an das Publikum zu bringen.

Zentrales methodologisches Werkzeug ist für N. die auf den wichtigen Erkenntnissen von Umberto Eco (siehe U. ECO, *I limiti dell'interpretazione*. Mailand 1990; U. ECO, *Sei passeggiate nei boschi narrativi*. Mailand 1994; U. ECO, *Interpretazione e sovrainterpretazione*. Mailand 1995) basierende Unterscheidung zwischen „empirical author“ und „model author“, die N. am Anfang der Untersuchung kurz umreißt (S. 20–23) und später (S. 88–91) vertiefend erörtert. Die Relevanz dieser in der Erzählforschung (Narratologie) beheimateten Unterscheidung für die historische Textanalyse kann nicht hoch genug angesetzt werden, erlaubt sie doch die ungerechtfertigte Gleichsetzung der ich-bezogenen Aussagen eines literarischen Textes mit der Wirklichkeit (Biographismus) zu vermeiden. Denn, obwohl die literarische und die reale Welt zweifellos aufeinander bezogen sind, gehören sie trotzdem zwei verschiedenen Daseinsebenen an. Das gilt umso mehr im Fall der Gelegenheitsliteratur, wo, wie gesagt, zudem davon auszugehen ist, dass alles, was innerhalb des Textes geschieht, in erster Linie Teil einer bewussten auktorialen Strategie der Selbstinszenierung ist, die eigennützige Zwecke verfolgte.

In den folgenden sechs Kapiteln geht N. der Frage des Verhältnisses von Autor und Text sowie von Text und Realität durch das gesamte erhaltene Oeuvre des Manasses nach, wobei die einschlägigen Texte nicht chronologisch oder nach Gattungszugehörigkeit, sondern nach kontextuellen und

thematischen Kategorien geordnet sind. Herausgegriffen werden vier Aspekten der manasseischen Darstellungstechnik, auf denen der Fokus der Analyse liegt: Verwendung klassischen und biblischen Materials, hier verstanden vor allem als Mittel der Fiktionalisierung (darüber mehr weiter unten); Recycling von Teilen der eigenen Werke, wodurch des Autors eigene Stimme auf Anhieb erkenntlich gemacht wird; auktoriale Aussagen über die eigene Situation als Schriftsteller; Umgang mit Gönnern und anderen Schriftstellern am Hof und in aristokratischen Kreisen. Letzterer Punkt bildet zugleich die Grundperspektive, aus der die Texte verstanden und analysiert werden. Die an sie gestellten Fragen lauten demnach: Für wen und zu welchem Anlass wurden sie verfasst? Inwiefern beeinflussten oder gar bedingten die konkrete Aufführungssituation und die jeweilige Bestimmung Sprache, Stil und Motivik? Und zu guter Letzt: Wie hoch darf man den Anteil an autobiographischer und historischer Wirklichkeit in der literarischen Produktion von Manasses ansetzen?

Kapitel 2 (S. 25–57, „Praising the Emperor, Visualizing his City“): Die hier analysierten Werke gehören zwar verschiedenen Gattungen an – ein hoch offizieller *basilikos logos*, verfasst für einen konkreten offiziellen Anlass (den Sieg des Kaisers Manuel I. Komnenos gegen die Ungarn nach zehnjährigem Krieg 1172) einerseits, kurze ekphrastische Stücke mit unbestimmbarem Entstehungskontext und -anlass andererseits –, sie sind aber durch den Einsatz von Mythologie und *exempla* aus der antiken (griechischen und römischen) Geschichte zur Versinnbildlichung und Lobpreisung der Gegenwart sowie durch die Verwendung gleicher Motive und Sprachbilder vereint. Die Jagd etwa, eine quintessentiell kaiserliche Beschäftigung, der eine eigene Ekphrasis gewidmet ist (Beschreibung einer Jagd auf den Kranich) durchzieht als Motiv wie ein roter Faden auch das Enkomion, was chronologische Nähe suggerieren könnte (so S. 41). Auch wenn nicht *expressis verbis* formuliert, die imperiale Bestimmung der Ekphrasis ist eindeutig. Man kann ebenfalls anderen analysierten Beschreibungen (Beschreibung der Erde, des Kyklops, eines kleinen Mannes) die gleiche enkomiasische Funktion des *basilikos logos* zuschreiben, schildern sie doch alle Gegenstände und Begebenheiten, die den kaiserlichen Raum *par excellence*, den Kaiserpalast, als setting voraussetzen, was zugleich den Autorstatus als Vertrauter des Kaisers hervorhebt (so S. 43). Gerade in der in sich schlüssigen und konsequenten Selbstdarstellung, so N. (S. 46–47) zu Recht, liegt die eminente Historizität dieser und ähnlicher Gelegenheitstexte begründet, deren unzweifelhafte Kontextbezogenheit über die „Realität“ oder „Fiktionalität“ der beschriebenen Inhalte hinausgeht und eine höhere soziokulturelle Wahrheit beansprucht: „written by insiders for insiders the texts were active and referential, not only in relation to the events and objects as such, but perhaps even more in relation to the social circumstances“ (S. 57).

Kapitel 3 (S. 58–85, „The Occasion of Death. Patronage and Writer on Command“) untersucht anhand zweier Grab- und einer Trostrede für Mitglieder des Kaiserhauses sowie einer Monodie auf den Tod eines geliebten Haustiers (ein Distelfink) den wichtigen Themenkomplex der wechselseitigen Beziehung zwischen Auftraggebern bzw. Gönnern und Schriftstellern. N. macht sich hier den vom Musikwissen-

schaftler Claudio Annibaldi entwickelten soziologischen Ansatz zu eigen und überträgt ihn auf die literarische Produktion des 12. Jahrhunderts. Der Akzent wird weg von den wenigen historisch belegten Gönnern (allesamt Mitglieder der Kaiserfamilie bzw. hohe Funktionäre) und den Auftragsdichtern auf die in Auftrag gegebenen Werke selbst verschoben, in N.s eigenen Worten „a text-centered approach, since its aim is to take a point of departure in the individual text itself (...) rather than in the writer, the patron, or the relationship between the two“ (S. 59). Die Akzentverschiebung ist umso begrüßenswerter, als die Texte die einzige uns heute zur Verfügung stehende Realität sind. Ist nämlich der historische Autor nur über seine literarisch entworfene, nicht notwendigerweise mit ihm identische *persona* zugänglich, so gilt dasselbe auch für die Adressaten bzw. Auftraggeber der Texte. Auch sie sind, wie der Autor, ein textuelles Konstrukt. Die Beziehung Autor-Adressat vollzieht sich im Augenblick der Aufführung des Textes, wobei seine sprachlich-stilistische Kleidung und seine Metaphorik dem Bildungsstand des Adressaten entsprechen und seinen hohen sozialen Status zum Ausdruck bringen. Die im Text dargestellte Beziehung ist also mehr eine kulturelle denn eine faktische, wiewohl eine solche als wahrscheinlich gelten darf. Die Beziehung kann auf Kontiguität (d. h. sozialer Ungleichheit) – wobei das Werk auf ein Repertoire von Motiven zurückgreift, die traditionell mit der sozialen Elite in Verbindung gebracht werden (etwa das Jagdmotiv) – oder auf Ähnlichkeit basieren, dann nämlich, wenn die sprachliche Textur des Werkes und sein spezielles Nahverhältnis zur Antike den literarischen Geschmack des Adressaten und gegebenenfalls seine literarischen Fähigkeiten widerspiegeln, die nicht zufällig jenen des Autors selbst entsprechen (S. 61–63). Manasses' Grabesreden schildern vor allem Beziehungen, die auf Similarität und Vertrautheit basieren. In Zentrum steht jedoch stets die auktoriale Selbstdarstellung des Schriftstellers als Literat, Gelehrter und hervorragender Kenner antiker Literatur, was an der Zahl der Anspielungen aber auch aus der bloßen Nennung der von ihm studierten Klassiker (Aristoteles, Platon, Euklid, Ptolemaios) abzulesen ist.

Kapitel 4 (S. 86–112, „In Times of Trouble. Networks and Friendships“) widmet sich der gesellschaftlichen Verortung des Autors Manasses im Geflecht der sozialen Beziehungen, die in den Texten umrissen sind. Spätestens hier, wie N. (S. 87) richtig festhält, wird die Frage des Verhältnisses von historischem Autor und dessen textueller Darstellung – und generell jene der Beziehung zwischen Literatur und historischer Wirklichkeit – unvermeidlich. Mit Eco (s. oben) verlegt N. die Antwort auf die Ebene des Textes, dessen „Intention“ allein rekonstruierbar ist und es zu rekonstruieren gilt. Denn alles, was in einem Text aufscheint (Darstellung von Autor und Auftraggeber, ja einzelne, als erlebte Erfahrungen geschilderte Begebenheiten), ist ein in erster Linie dem historischen Autor zwar dienliches, aber literarisches Konstrukt, dessen Realitätsgehalt der externen Evidenz bedarf und von Fall zu Fall evaluiert werden muss (so S. 91). Die Priorität der literarischen Interpretation und zugleich die Fragwürdigkeit von vermeintlich „biographischen“ Interpretationen werden sodann an einer an den Logothetes (Michael Hagiotheodorites) gerichteten Rede und an einigen Briefen demonstriert, wobei wohlgerneht weder Autor- noch Adres-

satename dieser Stücke handschriftlich belegt sind. Hier projiziert Manasses das Bild eines in Schwierigkeiten geratenen Literaten, der der Hilfe der Mächtigen dringend bedarf. Eine solche Geschichte riecht intensiv nach Realität und man wäre versucht, sie als Teil der Biographie des historischen Autors zu verstehen, würde sie nicht ebenfalls in den „Biographien“ anderer Autoren jener Zeit (etwa Theodoros Prodromos, Manganios Prodromos, Ptochoprodromos, Michael Glykas und andere) erscheinen. Die Realitätsbezogenheit der Darstellung selbst, die in lebhaften und grellen Farben den verbissenen Kampf um gesellschaftliche Anerkennung und ökonomische Stabilität unter den von der Gunst der Mächtigen abhängigen Literaten schildert, ist gleichwohl nicht anzuzweifeln, so N.: „Stories of this kind – extracted from texts without arguing (oder denying) that the empirical authors are to be identified with the model authors who appear in the texts – may help us to reconstruct the socio-cultural milieu that characterises twelfth-century Constantinople, while still acknowledging our own position as modern interpreters“ (S. 110).

Kapitel 5 (S. 115–141, „On an Educational Note. The Writer as Grammatikos“) nimmt den Lehrerberuf in den Blick, eine sehr verbreitete Tätigkeit unter Literaten im Konstantinopel des 12. Jahrhunderts, der sie gleichzeitig mit ihrem sonstigen Wirken als Rhetoren im Dienst der Mächtigen nachgingen – eine gleichberechtigte Tätigkeit, die, wie N. unter Heranziehung des von Nikolaos Zagklas entwickelten Modells glänzend darstellt, mit der Produktion rein literarischer Werke, etwa Romanen, vielfach kombinierbar war. Denn Werke, deren primäre Bestimmung der Unterricht war, verließen häufig das Klassenzimmer, um anlässlich hochrhetorischer Aufführungen in den *Theatra* der Hauptstadt dargeboten zu werden, während *vice versa* rein literarische Werke Gegenstand von Unterricht werden konnten. Analysiert werden das für die Sebastokratorissa Eirene verfasste, „populärwissenschaftliche“ Astrologische Poem in Fünfzehnsilbern, eine kurze Oppian-Biographie ebenfalls in Fünfzehnsilbern und auch einige anonym überlieferte grammatikalische Übungen, die sogenannten *Schede*, darunter die bekannte *Schede* der Maus, die meistens Theodoros Prodromos zugeschrieben werden, aber möglicherweise von Manasses verfasst wurden. N. legt die darin enthaltenen, offensichtlichen Ähnlichkeiten mit der manasseischen Ekphrasen der Erde dar, setzt sie erstmalig in Verbindung mit einer Stelle aus den Imagines des Philostratos und dekliniert sodann *verschiedene* Szenarien einer möglichen Autorschaft durch. Allein die Vielfalt der denkbaren Interpretationsansätze stellt die Sinnhaftigkeit der traditionellen Methodologie infrage, was die abschließende Bemerkung rechtfertigt, nämlich dass der moderne Interpret gut beraten wäre, Abstand von vorgefassten Meinungen über Autorschaft und Interdependenz von Texten zu nehmen, die der „complexity of textual relations in the period in which the text was most probably composed (d. h. das 12. Jahrhundert)“ nicht gerecht werden.

Kapitel 6 (S. 142–169, „Life, Love and the Past. Self-Quotation and recycling“) behandelt das bekannte Phänomen der „Automimesis“, sprich der Wiederverwendung in unterschiedlichen Kontexten von Worten, Versen und Motiven seitens eines Autors. Analysiert werden hier die zwei be-

kanntesten Werke des Manasses, seine Verschronik und sein fragmentarisch überlieferter Roman, „Aristandros und Kallithea“, sowie das sogenannte „Moralische Poem“, das aber eher das Werk eines späteren Nachahmers sein dürfte. Die drei Texte weisen nicht nur die gleiche metrische Form des Fünfzehnsilbers auf, sondern auch eine Reihe von gemeinsamen, in fast identischen Worten gekleideten Motiven, allen voran jenes des Neides, gekoppelt mit der Verleumdung. Exemplifiziert in der Chronik am Beispiel des Belisarios, des berühmten Feldherren Justinians, spielt das Motiv eine dominante Rolle in den Fragmenten des Romans und durchzieht auch sonst das bereits in Kapitel 4 analysierte rhetorische Œuvre des Manasses. Diese thematische Kontinuität ist vielfach autobiographisch verstanden worden, sie ist aber, wie N. einleuchtend argumentiert (S. 166–169) vielmehr als integrale Bestandteil jener auktorialen Stimme zu betrachten, welche die Originalität des Schriftstellers Manasses, seinen „author branding“, ausmachte. Mehr noch: Gerade durch die virtuose Variation von Altbekanntem und die Fähigkeit, gängige narrative Elemente neu zu arrangieren, war es einem Dichter in der vormodernen Zeit erst möglich, seine Kreativität zu entfalten und seine Individualität kenntlich zu machen.

Im abschließenden Kapitel 7 (S. 170–190, „Occasional Writing as a Creative Craft“) werden die wichtigsten Argumentationsstränge wieder aufgenommen, bekräftigt und zu einem Gesamtbild zusammengefügt. Auktoriale Äußerungen und konsistent auftretende stilistische und/oder motivische Merkmale sind, wie schon mehrfach schlüssig nachgewiesen, Teil einer auf ein außertextliches Ziel gerichtete Selbstinszenierung, die nicht mit der individuellen Geschichte des empirischen Autors gleichgesetzt werden darf. Dies hindert N. aber nicht daran, das erhaltene Œuvre in einer chronologischen Struktur anzuordnen, die sich an rekonstruierbaren biografischen Daten des historischen Autors orientiert (S. 185–189). Sie vermag zwei Schaffensphasen zu identifizieren, die wiederum zwei verschiedenen Lebensphasen und Karrierestufen des historischen Autors zugeordnet werden können. War der Schriftsteller Manasses in jungen Jahren auf die Unterstützung einer einzelnen Gönnerin angewiesen, der Sebastokratorissa Eirene, in deren Dienst er stand und für die er zwischen 1140 und 1150 die Verschronik und das „Astrologische Poem“ mit Sicherheit, den Roman und einige Ekphrasen mit Wahrscheinlichkeit verfasste, verfügte er später (ca. 1160 bis 1175) über ein umfangreicheres Netzwerk von Förderern und „Freunden“, mit denen er teilweise Beziehungen auf Augenhöhe unterhielt, was sich auch in der rhetorischen Ausgestaltung der Werke dieser Phase widerspiegelt. N. warnt allerdings zu Recht vor der Versuchung, solche Schwankungen der auktorialen Stimme einer biographisch bedingten Änderung im Stil (im Sinne von Stil in der Jugend vs. Stil im Alter) zuzuschreiben, hängen sie doch vielmehr von den unterschiedlichen Produktionsanlässen der Texte ab. Die hier vorgenommene chronologische Rekonstruktion ist umsichtig und insgesamt überzeugend.

Weniger geglückt scheint mir hingegen die bereits am Anfang (S. 22–23) vertretene Auffassung der Anklänge an die klassische Literatur in Form von mehr oder weniger wörtlichen Zitaten und/oder thematischen Anspielungen als „fictional markers“, die den hybriden Status der Gelegenheitsdichtung zwischen Referenzialität und Fiktionalität,

„Imaginärem“ und „Realem“ sinnfällig machen sollen. Zwar ist vielen byzantinischen Texten beabsichtigte Doppelbödigkeit, ja Bedeutungspluralität zuzutrauen – was mehrere, sich nicht ausschließende Textinterpretationen zulässt – doch glaube ich nicht, dass der Rückgriff auf die Antike in Form von Nachahmung und Zitat als „technique of blending facts and fiction“ verstanden werden sollte. Imitation, Mimesis, war zweifellos mehr als oberflächliches Spiel rein formaler Natur, konnte ja sogar stolze Behauptung der eigenen kulturellen Identität und Überlegenheit gegenüber aggressiven Kulturen sein, eine Art „patriotic assertion“, wie es behauptet worden ist (P. MAGDALINO, *The Empire of Manuel Komnenos, 1143–1180*. Cambridge 1993, 409). Sie ist aber primär ein den damaligen Intellektuellen – und das schließt sowohl Produzenten als auch Rezipienten gelehrter Literatur ein – gemeinsamer Ausdruckscode, eine Art elitärer Idiolekt, der die Bildungselite von Byzanz kennzeichnete. Ein Eckpfeiler des byzantinischen Schulsystems und des rhetorischen Trainings, offene oder versteckte Mimesis von kanonischen Autoren, findet quer durch alle literarischen Gattungen Anwendung, etwa im historischen Diskurs (man denke nur an Niketas Choniates) oder in der Epistolographie. Ihr mehr oder weniger massives Auftreten signalisiert in erster Linie die Bildung des jeweiligen Autors und ist zugleich Gradmesser der Literarizität eines Werkes. Auf das Werk von Manasses umgelegt bedeutet dies, dass, mag der Schriftsteller sich sonst fiktionalisierenden Strategien – etwa (so S. 184) „inserting himself and his own story into ‘factual’ texts occasioned by specific events“ – bedienen, Anspielungen und Zitate aus dem klassischen Fundus meines Erachtens nicht dazu gehören.

Dieser Vorbehalt, der aus dem persönlichen Verständnis dessen, was Literatur und Fiktion sind, seitens der Rezensentin resultiert (gegen G. GENETTE, *Fiction et Diction*. Paris 1991, 11–40, und mit F. ZIPFEL, *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin 2001, bes. 313–322, glaube ich weder, dass die zwei Begriffe gleichzusetzen sind, noch dass sie sich gegenseitig bedingen), schmälert freilich keineswegs den Wert vorliegender Monographie, die mutig neue Wege geht und tiefe Einsichten in einen wichtigen Teilbereich des literarischen Schaffens sowie allgemein in den literarischen Betrieb im Byzanz des 12. Jahrhunderts ermöglicht. Vorbehaltlos zuzustimmen ist jedenfalls der Schlussfolgerung: „The storyworld (in dem Sinn von „Selbstinszenierung“, „gewählte Autor- und soziale Rolle“ zu verstehen) sketched in Manasses’ texts is accordingly useful not only for understanding the way in which he worked and looked at his own role in the society, but also for considering twelfth-century writing in general“ (S. 190).

Eine umfangreiche Liste der benutzten Quellen und der einschlägigen Sekundärliteratur (S. 191–214), ein Index der analysierten Stellen aus dem Œuvre des Konstantinos Manasses, sowie ein knapper, aber sehr nützlicher thematischer Index runden die gediegene Monographie ab, die sich nicht zuletzt durch die Korrektheit in der Zitierung der *graeca* – beileibe keine Selbstverständlichkeit mehr – und durch die Eleganz und Präzision der englischen Wiedergabe von häufig komplexen Texten auszeichnet. In beiden Bereichen sind mir nur zwei *minima* aufgefallen: S. 31 (Enkomion auf Kaiser

Manuel Komnenos): statt ἀριστευμάσιν corr. ἀριστεύμασιν; S. 167: Τύχης φορά nicht ‘The force of Fortune’, sondern ‘Fortune’s turbulent motion’.

Carolina Cupane
Österreichische Akademie der Wissenschaften
Institut für Mittelalterforschung, Abteilung Byzanzforschung
Hollandstraße 11–13, A-1020 Wien
Carolina.Cupane@oeaw.ac.at

Nadine VIERMANN, *Herakleios, der schwitzende Kaiser. Die oströmische Monarchie in der ausgehenden Spätantike (Millennium-Studien / Millennium Studies 89)*. Berlin – Boston: De Gruyter 2021. X + 382 S. ISBN 978-3-110-71135-6.

In der aktuellen Forschung erfährt die Geschichte der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts und darin insbesondere die Herrschaft des Kaisers Herakleios große Beachtung (siehe dazu A. SIROTENKO, *Erinnern an Herakleios. Zur Darstellung des Kaisers Herakleios in mittelalterlichen Quellen*. Dissertation, LMU München 2020 (in Druckvorbereitung für die Reihe *Münchner Arbeiten zur Byzantinistik*); Th. RAUM, *Szenen eines Überlebenskampfes. Akteure und Handlungsspielräume im Imperium Romanum 610–630 [Roma Aeterna 9]*. Stuttgart 2021; J. HOWARD-JOHNSTON, *The Last Great War of Antiquity*. Oxford 2021). Auch die vorliegende Arbeit von Nadine Viermann (V.) widmet sich dieser reichhaltigen Epoche und leistet – so viel sei an dieser Stelle bereits vorweggenommen – einen methodisch reflektierten, quellennahen und wichtigen Beitrag für künftige Auseinandersetzungen mit der Regierung des genannten Kaisers sowie für Untersuchungen zu Transformationserscheinungen der spätrömisch-frühbyzantinischen Monarchie am Ausgang der Spätantike.

Die Publikation stellt eine überarbeitete Fassung der von V. im September 2019 an der Universität Konstanz eingereichten Dissertation dar. Darin fragt die Autorin, wie der Einleitung (S. 1–26) zu entnehmen ist, „mit welchen Herausforderungen sich oströmische Monarchen in der ausgehenden Spätantike konfrontiert sahen, mit welchen Mitteln sie versuchten, ihre Herrschaft zu sichern und im Rahmen welcher Diskurse dieses Ringen um Stabilität von den Zeitgenossen besprochen wurde.“ (S. 1). V. richtet ihre Aufmerksamkeit auf die Herrschaft des Herakleios (610–641), da dessen Regierung „von einer besonderen Entwicklungsdynamik“ (S. 1) geprägt war. Dies zeige sich insbesondere an der Tatsache, dass der Genannte als erster Herrscher seit langer Zeit an der Spitze seiner Truppen längere Feldzüge gegen äußere Feinde des Reiches, namentlich gegen die Sasaniden, unternahm.

In methodischer Hinsicht verortet sich die Verfasserin in Strömungen, welche die herrschaftssoziologischen, strukturgegeschichtlichen und praxeologischen Voraussetzungen monarchischer Herrschaft in der Antike in den Fokus rücken, da dadurch ein gezielter Zugriff auf das konkrete Regierungshandeln des Kaisers unter Berücksichtigung der diskursiven, performativen und repräsentativen Aspekte monarchischer Herrschaft möglich wird. Dazu erscheinen V. insbesondere

Überlegungen zu in der Hauptstadt ansässigen Akzeptanzgruppen (Senat, Bevölkerung der Hauptstadt, Militär, Klerus), deren Erwartungen der Kaiser zur Bestätigung seiner Herrschaft zu entsprechen hatte, von Bedeutung, die von Rene PFEILSCHIFTER (Der Kaiser und Konstantinopel. Kommunikation und Konfliktaustrag in einer spätantiken Metropole [*Millennium-Studien / Millennium-Studies* 44]. Berlin – Boston 2013), aufbauend auf Egon FLAIG (Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich [*Campus Historische Studien* 7]. Frankfurt am Main 2019 [1. Ausgabe 1995]), erforscht wurden. Mit ihrer Untersuchung knüpft V. des Weiteren an die Thesen von Felix K. MAIER (Palastrevolution. Der Weg zum hauptstädtischen Kaisertum im Römischen Reich [*Antike Imperien* 1]. Paderborn 2019) an. Ein umfassender Überblick über die zur Beantwortung der Fragestellungen relevanten Quellen sowie die aktuelle Forschungslandschaft schließt V.s Einleitung ab. Dabei achtet sie gerade auf die literarische Überlieferung in griechischer Sprache, deren Studium vertiefte Aussagen zur Qualität der monarchischen Herrschaft unter Herakleios erlaubt, ohne dabei dokumentarische Zeugnisse, darunter vor allem Münzen, außer Acht zu lassen.

In Kapitel 2 („Hauptstädtische Monarchie und militärischer Sektor“, S. 27–77) unterzieht V. Strukturmerkmale der hauptstädtischen Monarchie im 5. und 6. Jahrhundert einer vertieften Analyse. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht das Verhältnis des Herrschers zur Hauptstadt sowie zum militärischen Sektor. Anders als ihre Vorgänger zogen die Kaiser Ostros nach Arkadios nicht mehr persönlich in den Krieg. Während monarchisches Charisma in der Kaiserzeit in hohem Masse von militärischen Leistungen abhängig war, konzentrierten sich die Herrscher Konstantinopels auf die ostentative Zurschaustellung christlicher Tugenden wie Frömmigkeit und Demut. Mit der Bindung des Kaisers an die Hauptstadt ging eine fortschreitende Sakralisierung des Kaisertums einher, welche die Stellung des Monarchen vor Ort stabilisieren sollte. Gleichzeitig galt es, den Erwartungen der hauptstädtischen Bevölkerung sowie bedeutender militärischer Befehlshaber, die bei der Bestimmung kaiserlicher Nachfolger großen Einfluss ausübten, gerecht zu werden. Vor diesem Hintergrund zählte es zu den wichtigsten Aufgaben der Herrscher, die labilen Machtbalancen zwischen verschiedenen Akzeptanzgruppen immer wieder aufs Neue auszurufen und dabei die Kontrolle über den militärischen Sektor fortlaufend zu wahren. Um sein Profil beim Heer zu schärfen, engagierte sich Justin II. in diesem Zusammenhang in mehreren Kriegen gegen die Sasaniden und Awaren – wengleich viele Auseinandersetzungen wenig erfolgreich für das oströmische Reich endeten. Als mehrheitlich erfolgreiche Feldherren wurden in der Folge Tiberios und Germanos als mögliche Thronnachfolger aufgebaut, wobei die Wahl letztlich auf den zuerst Genannten fiel. Die oft verheerenden Auseinandersetzungen mit den Sasaniden dürften Kaiser Maurikios schließlich zum Versuch animiert haben, die Ostgrenze langfristig zu befrieden, um damit stabile Herrschaftsverhältnisse einzuführen, die er durch die Etablierung seiner eigenen Herrschaftsdynastie abzusichern suchte.

Kapitel 3 („Dynamiken gewaltsamer Machtwechsel“, S. 78–137) achtet auf die brutalen Herrscherwechsel von 602 und 610. Dabei bietet V. zunächst eine detaillierte und quel-

lennahe Analyse von Maurikios' Sturz. Als strukturelle Voraussetzungen identifiziert sie eine generelle Unzufriedenheit im Heer, die sie wesentlich auf kaiserlich angeordnete Sparmaßnahmen und überzogene strategische Forderungen zurückführt. Von der Heeresversammlung wurde Phokas als Anführer erwählt, der zunächst nicht selbst als Kaiser gehandelt wurde, sondern primär die Absetzung des regierenden Herrschers im Namen der Soldaten erzwingen sollte. Aus diesem Grund erkennt V. den Aufstand des Heeres unter Phokas (zumindest zu Beginn) bemerkenswerterweise nicht als Usurpationsversuch. Maurikios war dieser Situation offenbar nicht gewachsen, zumal es ihm nicht gelang, die Unterstützung des militärischen Sektors oder der hauptstädtischen Bevölkerung zurückzugewinnen. Im Rahmen einer Verkettung kontingenter Umstände gelangte schließlich Phokas auf den Kaiserthron.

Während der Kaiserwechsel des Jahres 602 spontan-zufällige Züge aufwies, war der Aufstand von Herakleios dem Älteren und seinem Sohn zwischen 608 und 610 mit Blick auf das strategische Kalkül sowie unter Berücksichtigung seiner zeitlichen und geographischen Ausdehnung deutlich besser geplant. Bereits die Übernahme des Konsulats durch die beiden Herakleioi drückte V. zufolge deren (symbolischen) Anspruch auf den Kaiserthron aus. Die Verfasserin zeichnet in minutiöser Weise die Ereignisse sowie die strukturellen Differenzen zwischen den Machtwechseln von 602 und 610 nach, durch die Herakleios der Jüngere mit hauptstädtischer Unterstützung auf den Kaiserthron gelangte. Einen Schwerpunkt legt sie auf die rituelle Syntax des Krönungsrituals, durch die Herakleios seinen Griff nach dem kaiserlichen Purpur öffentlich zu legitimieren suchte. Die Erinnerung an Phokas wurde im Anschluss in unter Herakleios verfassten literarischen Werken systematisch umgedeutet, verknüpft oder gänzlich verschwiegen, um so eine möglichst große Distanz zwischen den beiden Usurpatoren herzustellen.

Kapitel 4 („Remilitarisierung des Kaisertums“, S. 138–185) fokussiert auf die Frage, mit welchen Mitteln Herakleios nach 610 versuchte, seine eigene Herrschaft abzusichern. Als besonders wichtig erscheint V., dass es dem neuen Kaiser recht schnell gelang, seine Kontrolle über den militärischen Sektor auszubauen. Explizit spricht sie von einer eigentlichen Remilitarisierung des oströmischen Kaisertums. Auf der einen Seite galt es, die Revolten der Phokas treu ergebenen Generäle Narses und Komentiolos zu unterdrücken. Auf der anderen Seite wurden Herakleios' Unterstützern, insbesondere seinem Bruder Theodoros und dem tüchtigen Feldherrn Niketas, leitende Funktionen im Heeresdienst zugewiesen. Der Kaiser selbst unternahm einen ersten (letztlich erfolglosen) Feldzug an der Spitze seiner Truppen im Jahr 613, um die von den Persern eroberte Stadt Antiocheia zurückzuerobern. Zur Absicherung seiner Herrschaft krönte er im selben Jahr seinen ältesten Sohn zum Mitkaiser, womit er einen wichtigen Schritt zur Etablierung seiner eigenen Herrschaftsdynastie tat – dies spiegelte sich wirkmächtig auf Erzeugnissen der staatlichen Münzproduktion wider. Da die wiederholten Vorstöße der Sasaniden als grundsätzliche Bedrohung für die Sicherheit des Reiches wahrgenommen wurden, bereitete der Kaiser militärische Kampagnen gegen die Perser vor, wozu er zwischen 610 und 622 staatliche Ressourcen mobilisierte.

Kapitel 5 („Der schwitzende Kaiser“, S. 186–251) stellt vor dem Hintergrund von V.s bisherigen Ausführungen einen wichtigen Höhepunkt ihrer Untersuchung dar. Ausgehend von Beobachtung zur antiken Panegyrik von Johannes WIENAND (Der Kaiser als Sieger. Metamorphosen triumphaler Herrschaft unter Constantin I. [*Klio Beihefte NF* 19]. Berlin 2012) sowie unter besonderer Berücksichtigung der poetischen Werke des Georg von Pisidien arbeitet die Autorin mit großer Akribie heraus, mit welchen Kommunikationsangeboten die mehrjährige Abwesenheit des Herakleios nach 622 nicht nur erklärend bewältigt, sondern sogar positiv konnotiert werden sollte. Im dreiteiligen Kleinepos *Expeditio Persica* wird das Handeln des Kaisers als von Gott auserwählter Feldherr inszeniert, der an der Seite seiner Soldaten für die Rettung des Reiches in Zeiten umfassender Herausforderungen kämpft. Seine schweißtreibenden Anstrengungen unterscheiden ihn nicht nur grundsätzlich von seinen kaiserlichen Vorgängern, sondern zeichnen ihn als wahrhaften Kaiser des oströmisch-byzantinischen Reiches aus. Als Vorbild dienen dem Dichter heilige Männer, die gerade durch ihr Leiden die Festigkeit ihres Glaubens an Gott zur Schau stellten. Georg von Pisidien entwirft damit das Bild eines sich für das Reich quälenden und damit gleichzeitig über seine Feinde triumphierenden Kaisers, der gerade durch sein außergewöhnliches Handeln eine besondere sakrale Aura zugesprochen erhielt. Wundersamen Qualitäten des Kaisers werden außerdem im Gedicht *Bellum Avaricum* im Kontext der Belagerung Konstantinopels im Jahr 626 hervorgehoben, als er die Stadt mittels Sendschreiben zur Verteidigung gegen Awaren und Sasaniden anspornte und damit gleichsam Raum und Zeit zu überwinden schien. Mit seinen wunderbaren Siegen über die Sasaniden gelang es Herakleios schließlich, die von vielen am Boden gelaubte oströmisch-byzantinische Welt zu retten. In der *Heraclias* des Dichters wird er entsprechend frenetisch gefeiert.

Kapitel 6 („Zwischen Triumph und Katastrophe“, S. 252–316) zeichnet zunächst die Inszenierung des wundersam anmutenden kaiserlichen Triumphs bei seiner Rückkehr in Konstantinopel und dann vor allem während der Rückführung der wiedergewonnenen Kreuzesreliquie am 21. März 630 in Jerusalem nach. Herakleios wurde hierbei als christusgleicher Erneuerer der byzantinischen Welt gefeiert. Die militärischen Erfolge der Muslime nach 630 führten allerdings rasch dazu, dass Herakleios' Leistungen sowohl von Zeitgenossen als auch von nachfolgenden Generationen grundsätzlich in Frage gestellt wurden. Enttäuscht, alt und krank versuchte der Kaiser gegen Ende seines Lebens seine Nachfolge zu regeln, was, wie Kapitel 7 („Herakleios' Nachfolge“, S. 317–332) aufzeigt, allerdings ein erfolgloses Unterfangen blieb. Schon kurze Zeit nach Herakleios' Tod brachen unter seinen Kindern Konflikte aus. Auch im Kontext der militärischen Bedrohungen durch die Muslime versuchten seine Sukzessoren wiederholt vergeblich, den Staat zu stabilisieren. Trotz einiger Siege gegen die Angreifer in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts besserte sich die Situation des Byzantinischen Reiches bekanntlich erst im Laufe des 8. Jahrhunderts. Die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit präsentiert V. ihrer Leserschaft im Rahmen einer fokussierten Zusammenfassung in deutscher und englischer Sprache (Kapitel 8, „Fazit“, S. 333–339; Kapitel 9, „English Summa-

ry“, S. 340–346). Den Abschluss der Untersuchungen bildet ein umfassender Anhang mit Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personen-, Orts- und Stellenregister (Kapitel 10, Anhang, S. 347–382).

Die sorgfältige, originelle und lesenswerte Untersuchung steuert mehrere wichtige Aspekte zu aktuellen Forschungsdebatten zum Wesen der oströmisch-byzantinischen Monarchie sowie zur besonderen Rolle, die Herakleios' Herrschaft in diesem Kontext spielte, bei. Hervorzuheben ist insbesondere V.s pointierte und überzeugende Darstellung von Herakleios' Inszenierung als schwitzend-leidender Kaiser im Dienste des oströmischen Reiches in starkem Kontrast zu früheren Palastmonarchen. Abgesehen von einzelnen möglicherweise bestreitbaren Schlussfolgerungen zu Teilaspekten von Herakleios' Regierung – darunter seinem Umgang mit religiösen Minderheiten in Byzanz um 630 sowie den damit zusammenhängenden Beweggründen und Zielsetzungen des Herrschers – gibt die Studie damit fruchtbare Impulse zu weiterführenden Fragen. Dazu zählt beispielsweise die Rezeption neuartiger Vorstellungen oströmisch-byzantinischer Herrschaft in den Peripherien des Reiches und in der übrigen frühmittelalterlichen Staatenwelt. Dies ist für die Forschung sehr begrüßenswert.

Nikolas Hächler
Universität Zürich, Historisches Seminar,
Culmannstrasse 1, CH-8006 Zürich
Nikolas.Haechler@hist.uzh.ch

Multidisciplinary Approaches to Food and Foodways in the Medieval Eastern Mediterranean, ed. Sylvie Yona WAKSMAN. Lyon: Maison de L'Orient et de la Méditerranée-Jean Pouilloux 2020. 505 pp. ISBN 978-2-35668-070-9.

The history of food and of the various interactions people have with it is not only an interesting subject in its own right, but also a rich starting point to discuss broader issues in the development and interactions of cultures. This potential is not lost on the contributing authors of *Multidisciplinary Approaches to Food and Foodways in the Medieval Eastern Mediterranean*, an important contribution to the study of food in the medieval period through archaeological and historical methods

This book, just like the multi-year POMEDOR project (<https://www.pomedor.mom.fr/> [29.10.2021]) from which it originates, faced a number of challenges (see the introductory chapter of Sylvie Yona Waksman, pp. 17–52). For much of the long history of archaeology in the Eastern Mediterranean, medieval remains were discarded as rubble blocking the way to older, more interesting layers. While in recent decades medieval materials have been more systematically collected, their interpretation remains lagging and much of the foundational work (notably by Joanita Vroom, a contributor to this volume) is very recent and even, in some respects, still ongoing. Furthermore, new techniques such as the chemical

analysis of residues on the inner surfaces of vessels are just now being applied on material from the region's excavations, thanks in no small part to the efforts of the POMEDOR project. The latter indeed deserves much credit not only for bringing up analysis to today's standards, but also for its contribution in synthesizing material from the region as a whole.

Comprising twenty-six research-based chapters, the book is divided in three main sections. The first, "Cyprus and the Levant" primarily concentrates on the Crusaders and their interactions with native populations. The second, "Byzantium and beyond", covers the elite of Byzantium and its Greek population, but also the Turkic groups that settled in Anatolia and eventually established the Ottoman Empire. The third, "Trading goods, trading tastes", is the shortest and mostly analyzes long-distance trade by examining amphorae found in shipwreck excavations. Food and what it says about societies and cultural interactions is the common thread that runs through all the contributions. The sources used are remarkably diverse and do occasionally include archaeobotany, zooarchaeology, written documents and even iconography, but pottery remains the primary focus of most chapters.

The book is richly illustrated, including a large number of full color photographs. Many chapters also present granular data, but most authors discuss their results in a way that remains accessible to non-specialist readers. The resulting volume is therefore not only useful as a reference book, but also an aesthetically pleasing object in its own right.

As with any collective volume, the contributions vary in quality, but none fails to meet proper scholarly standards. Some of them feel slightly isolated in their specialization. It seems strange to observe, for example, the masterful erudition with which Ilias Anagnostakis ("What is plate and cooking pot and food and bread and table all at the same time?", pp. 211–228) analyses the literary context of a pair of Byzantine letters followed by a seemingly uncritical acceptance of the culinary information they contain, especially since the unusual dish one of them describes was "re-created" in the experimental meal discussed below. Likewise, the contributions by Nicholas Coureas ("Food, wine and the Latin clergy of Lusignan Cyprus [1191–1473]", pp. 87–96) and Vedat Onar ("Animals in food consumption during the Byzantine period in light of the Yenikapı metro and Marmaray excavations, Istanbul", pp. 331–342) offer solid discussions of their respective topics (a set of accounting documents from a Cypriot monastery and a rescue excavation in Istanbul) but do not really connect with the rest of the material offered in the book.

In most collected volumes, such disconnect between chapters and fields of specialization would be barely noticeable, or perhaps even expected. However, the remarkable success of Sylvie Yona Waksman in putting other contributors in dialogue with each other only emphasizes the few examples that fall short of this high standard. This is even more remarkable because the authors include specialists in a variety of areas, not only in sub-specialties of archaeology but also a number of historians. The roots of the volume in a multi-year project, rather than a one-time conference, explain

this coherence to some extent. However, Waksman's personal efforts towards creating something more than a collage of individual articles are also visible in her appearance as co-author of more than a quarter of the core chapters.

The book also presents an unusual experiment, a "Byzantine dinner" that was elaborated in collaboration with culinary specialists at the Paul Bocuse Institute. The event, which collaborators to the volume attended, not only featured dishes reconstructed from archaeological and historical sources, but was also served in reproductions of Byzantine tableware. The idea is excellent and well-suited to be included here, in the shape of a short narrative chapter as well as a handful of recipes. However, its description as "a research project on its own" (p. 11) is perhaps more aspirational than accurate: however careful the decision-making process and the sources used in their reconstruction may have been, their light-hearted, three-page presentation by Andrew Dalby ("The making of the Byzantine dinner, by a participant observer", pp. 53–55) is too superficially sketched for it to be read as real scholarship. Furthermore, the recipes included are very precise in their instructions and list of ingredients, for the obvious purpose of letting readers try them out, but they are presented without any reference apparatus that might systematically convey the sources and methods used. As a research topic, food and foodways offer unique opportunities to engage with the source material in a more direct and visceral fashion than other aspects of the past, but this potential will not rise above the level of side entertainment as long as its authors themselves fail to document it as seriously as other aspects of their scholarship.

For a reviewer trained as a historian, however, the main issue with this volume is the almost systematic habit of its contributors to use political history as their primary frame of reference. Approaching the Byzantine empire as a geographical unit, for example, might make sense if one discusses administrative practices, but one wonders about the wisdom of using it as a rationale to lump together archaeobotanical samples drawn from sites in the Nile Valley, the Levant and modern-day Bulgaria (Anna Elena Reuter, "Food production and consumption in the Byzantine Empire in light of the archaeobotanical finds", pp. 343–354). Likewise, the limited effect of the Lusignan takeover of Cyprus on pottery production should probably have been anticipated given the relatively light demographic impact that the Crusades had on the region, rather than presented as the unexpected answer to a core research question. In fairness, the various contributors repeatedly acknowledge, after review of the data, that political changes and continuities do not correlate very well with the evidence they present on daily life practices. But when chapter after chapter asks whether a given change in the political order had an effect on food-related practices only to conclude that it did not, one begins to suspect that these should not have been the core research questions in the first place. This problem, of taking large political units as frames of reference, is a generalized one, and by no means limited to this project. In fact, one might argue that overestimating the importance of states on all aspects of human life in the pre-modern world is a problem as old as modern historiography itself, or perhaps even rooted in the pre-modern chronicles'

emphasis on the political elite. It would therefore be unfair to accuse this book of anything more than missing a wonderful opportunity, given the wealth of new data and analysis it offers, to break from this habit.

The Eastern Mediterranean, during the Middle Ages, was a region marked not only by a remarkable diversity in its native populations, but also by important movements that brought in contact populations originating from places as far-flung as Western Europe and Central Asia. Historical documentation, just like in most pre-modern contexts, heavily concentrates on the elite, making archaeological approaches

particularly important. None of the minor flaws pointed out above should outshine the pioneering, high-quality effort that appears in this volume, which should become an essential reference for any scholar, archaeologist or not, interested in the social, cultural and economic history of the medieval Eastern Mediterranean.

Nicolas Trépanier
University of Mississippi, Department of History,
310 Bishop Hall, University, MS 38677
ntrepani@olemiss.edu